Mysterium

Hans Reimann

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

HANS REIMANN

Myſreium Flip und Ewa

*

Neue Grotesken

Buch-Verlag
»DER DRACHE« LEIPZIG
Windmühlenſtraße 49

Digitized by Google

Digitized by Google

Gedruckt bei
Margulies & Pohorylles in Leipzig

Copyright by Verlag „Der Drache" • Leipzig • Windmühlenstraße 49

Digitized by Google

Hans Reimann

Myſreium
Flip und Ewa

1922

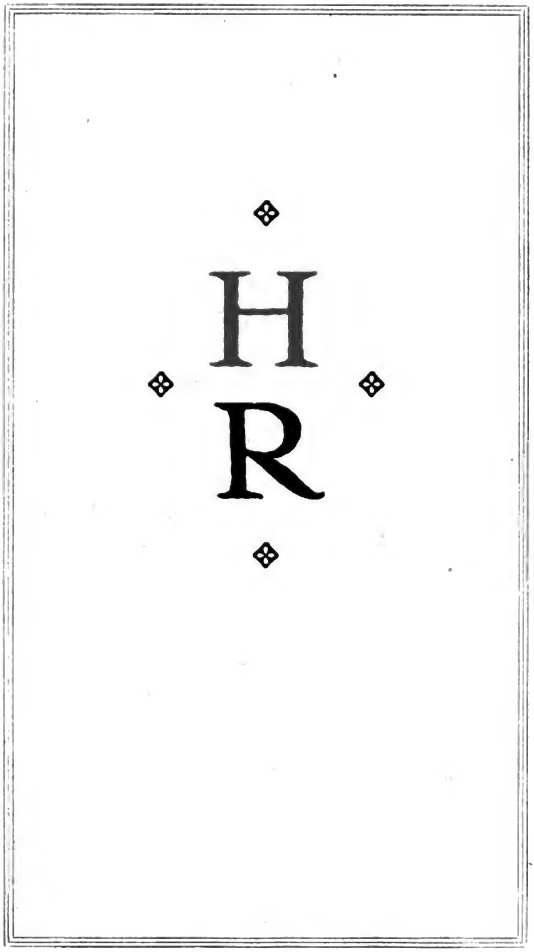
Verlag „Der Drache" · Leipzig · Windmühlenſtr. 49

Digitized by Google

Inhalt

H. R. 5
Das Myſterium eines Kellners 9
Die Auto 14
Ballade 16
Eben deshalb 17
Wer Sorgen hat, hat auch Likör 18
Flip 19
Das Leben 20
Ewa 23
Märchen 28
Varieté-Einheits-Bericht 29
Undankbares Geſchäft 31

Digitized by Google



H
R

31
438
3 C

(RECAP)

549097

Digitized by Google

ist zur Welt gekommen worden am 18. November 1889. Und zwar in Leipzig. Es hat sich also nicht vermeiden lassen, daß er Sachse ist. Sein Vater war Schlesier und guter Christ. Ein Teil dieser Originalgestalt findet sich geschildert im „Tyll" (Stulpnagel senior). Die Mutter, ebenfalls eine gute Christin, stammte aus dem Thüringischen und war eine stille, zarte, musische Natur. H. R., nach dreizehnjähriger Ehe als einziges Nesthäkchen unerwartet dahergeschneit, verlebte seine frühe Kindheit inmitten Eisenbahngetümmels und Kohlengeschäftsbetriebs. Mit 2 Jahren saß er bereits auf den breiten Rücken der Lastgäule, und mit 3 Jahren wollte er Lokomotivführer werden. Da die Mutter kränkelte und operiert werden mußte, wuchs der Junge ohne jede Pflege auf. Der Vater begab sich allmorgens um 5 Uhr auf die Arbeit. Tanten und Basen vertraten die Stelle, die niemand vertreten kann: die Mutterstelle. Als Hans zur Schule kam, lag die Mutter auf Tod und Leben in der Klinik, sah sehr blaß und elend aus, und Hans hatte Angst vor der ihm fremd gewordenen Frau. Er war 9 Jahre alt, als sie starb. Bis dahin galt Hans als durchaus normales, durchschnittliches Kind. Mit 9 Jahren kam er in eine Pension. Dort fühlte er sich wenig wohl. Eines Tages erschien der Vater mit einer Dame und sagte: „Das ist deine neue Mutter!" Hans mußte zu ihr, die ihm gar nicht gefiel, „Mutter" sagen, und der Vater zählte, wie oft er diesen Ausdruck anwandte. Infolgedessen gewöhnte sich Hans das „Mutter"-Sagen rasch wieder ab. Die Mutter, der kein Vorwurf zu machen ist, wird in einem besonderen Roman ausführlich gezeichnet werden. Sie war Sächsin durch und durch und außerdem von himmelschreiender Pedanterie und Ordnungsliebe. Hans sollte zum Mustersohn gemacht werden. Also wurde er ein Flegel. Die Lehrer unterstützten ihn dabei. Mit zwölf Jahren schrieb er

Digitized by Google

sein erstes Gedicht. Ein Lehrer riß es ihm aus der Hand und las es mit ironischer Betonung vor. Die Klasse lachte den Verfasser aus. Hans wurde kritisch und zugleich genierlich. Und wenn er heute die Quintessenz seines Wesens ziehen müßte, so würde er sagen:

Er ist taktlos und flegelhaft geworden, weil er sich schämte, schämig zu sein. Aber er ist frech genug, dies laut einzubekennen. Und eben diese Mischung aus echter Schamhaftigkeit und ebenso echter Frechheit: das ist H. R.

Wie es ihm auf dem Nikolaigymnasium zu Leipzig ergangen ist, steht im „Tyll" zu lesen. Dieses Buch ist entstanden im Winter 1917—1918. Und zwar: an demjenigen Tage, wo der Waffenstillstand mit Rußland unterzeichnet wurde, begann H. R. — in dem Bewußtsein, bestenfalls drei Monate Schonzeit vor sich zu haben und dann im Westen verrecken zu müssen. Am „Tyll" schrieb H. R. Tag für Tag von früh punkt 8 Uhr bis zur Dämmerung, ohne Pause, ohne Atemholen. In vierzehn Wochen war das Buch fertig.

Das Nikolaigymnasium dimittierte den Schüler Reimann am 25. März 1907. Im Betragen erhielt er die IV. Es war ein Skandal. In der Aula wurde offiziell verkündet, daß der Schüler Reimann hinausgeschmissen worden sei. Das Abgangszeugnis hängt unter Glas und Rahmen über H. R.s Schreibtisch und wirkt wie eine gute Graphik. Trotzdem bestand H. R. die Reifeprüfung auf dem nämlichen Gymnasium, das ihn seinerzeit dimittiert hatte, zog stracks gen München und studierte dort mit Fleiß und Hingabe Kunstgeschichte, Literatur, Wohlleben, Theater, Musik, Faulenzerei, Kati Kobum, Karneval und das Isartal. Sommers traf man ihn meist auf dem Starnberger See. Das Ziel, Schriftsteller zu werden, verfolgt er seit seinem 16. Lebensjahr. Nachweislich. Aber er hegte eine

Digitized by Google

große Bange vor Frühreife und vorzeitigem Beginn. Seine Absicht war, bis Mitte der Dreißiger zu arbeiten und in die Scheuern zu sammeln, dem Beispiel des von ihm hochgeehrten Ludwig Thoma folgend. Auch in München schrieb er viel — um es zu vernichten oder zu verheimlichen. Das „Literarische Albdrücken" entstand um jene Zeit und wurde im Jahre 1919 aus merkwürdigen Gründen ausgegraben. (Weil H. R. dafür ein halbes, gut gemästetes Schwein an Stelle eines Honorars empfing.) 1910—1911 diente H. R. beim Treng in Leipzig. Ein schönes Jahr lang. Er brachte es bis zum Unteroffizier. Während der Dienstzeit starb der Vater. H. R. trieb graphische Studien und trat nach Beendigung des Einjährigenjahres zunächst unter die Studentenschaft, sodann in den Kurt-Wolff-Verlag als Zeichner und Lektor ein. Dem prachtvollen K. W. hat er — auch heute noch — unendlich viel zu verdanken. Die Betätigung im K.-W.-V. war immerhin ersprießlich genug, daß H. R. das Studium an den Nagel hängte, nicht ohne zuvor einen Krach mit Professor Köster gehabt zu haben, weil er den Schweizer Lávater auf der zweiten statt auf der ersten Silbe zu betonen geruhte. Im März 1914 heiratete H. R., zog an die See und pfiff sich eins. Da brach der bekannte Weltkrieg aus, an dem H. R. ununterbrochen bis zum letzten Tage mitgemimt hat. Als Unteroffizier, als Feldwebel, als Leutnant. 1918, als es zu spät war, wurde er zum AOK 2 kommandiert und wurde Chef der Armeedruckereien. In Cambrai, in Valenciennes, in Maubeuge, in Namur. Alles in allem vier Monate lang. Als der Krieg ins Wasser hineingefallen war, nahm er einen Handwagen, lud seine sieben Zwetzschgen drauf und tippelte, den Karren schiebend, sieben Tage lang der Heimat zu. Eine herrliche Wanderung. Bis über die deutsche Grenze. Genau zu Beginn seines Geburtstages erschien er daheim.

Digitized by Google

Das Mysreium eines Kellners

*

Zuvörderst muß ich die Bemerkung voraufschicken, daß die Überschrift auf einem sinnentstellenden Druckfehler beruht, indem es statt „Mysreium" – ein Wort, das bisher unbekannter Natur ist – „Mysterium" zu heißen hat. Es folgt nunmehr die Geschichte von dem mysteriösen Kellner, die ich zweckentsprechenderweise mit einer Einleitung verbräme.

Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, in dem Augenblicke mein Leben freiwillig zu beenden, wo ich feststelle, daß ich mich über nichts mehr zu wundern vermag. Falls nicht alle Zeichen trügen, werde ich eines außerordentlich normalen Todes verscheiden. Denn die Fähigkeit, immer aufs neue verwundert zu sein, mindert sich nicht, sondern nimmt an Umfang zu. Herrlich ist es, sich über Vorfälle und Begebenheiten wundern zu dürfen, die Herrn Lehmann und Frau Krause die selbstverständlichsten Dinge von der Welt sind. Der schofle Alltag gewinnt ungemein an Reiz, dafern man ihm mit ungetrübten Sinnen gegenübertritt; das unkomplizierteste Ereignis, nach nichts ausschauend und von gigantischer Belanglosigkeit, birgt Abgründe und Doppelböden, und die Erscheinungen der Gasse sind nur dem Blinden banal.

Kaum bin ich des Morgens erwacht, habe ich schon alle Hände voll zu tun, um mit dem Staunen über dieses und jenes fertig zu werden; freilich fühle ich mich bescheiden genug, mich an der simplen Tatsache, daß ich überhaupt noch regulär atme und

Digitized by Google

nicht während der tückischen Nacht sang- und klanglos aus der Liste der Lebenden getilgt worden bin, so innig zu erfreuen, daß ich mich bis zum unvermeidlichen Schlafengehen in einer gewissen Aufgeräumtheit tummele. Daß den übrigen Mitgliedern meiner Familie Zahnkrämpfe und heimlich entfachte Beulen am Hinterkopf erspart geblieben sind, und daß sie ebenso springlebendig wie ich dem Schlaf entronnen, das nimmt mich ewig wunder und dank. Hätte es nicht den himmlischen Gewalten einfallen können, etwa einen niedlichen Erdrutsch zu veranstalten oder einen Wolkenbruch zu arrangieren? Oder meiner Jüngsten ein Furunkel ins unschuldige Genick zu pflanzen? Aber nein: die Nasen sitzen sämtlich noch an Ort und Stelle, und rüstig steigen die diversen Beine in ihre Stiefel. Niemand ahnt, was ihm innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden blüht. Niemand ahnt, wohin ihn die unberechenbaren Launen imaginärer Mächte führen. Ich persönlich muß allerdings gestehen, daß ich gegen alle erfinnlichen Eventualitäten gewappnet bin, und daß sogar der rühmlich bekannte Dachziegel, der taktlos genug wäre, mir das Schädeldach einzutrümmern, mit einem herzhaften Hohngelächter meinerseits zu rechnen hätte.

Mit dem Wundern meine ich nun nicht das Wundern über den Fahrstuhl und elektrisches Licht und Auto und Straßenbahn, sondern das Wundern über die seitab aller Zivilisationskultur liegenden Wunder. Beispielsweise: Als ich noch ein Knäblein war, durfte ich des Sonntags meinen Vater ins

Digitized by Google

Kaffeehaus begleiten, wo sich ein Stammtisch aus Pastor, Uhrmacher, Schneidermeister und Handschuhmacher zu rekrutieren pflegte. Diese Herren, denen mein Vater seit Jahren zugesellig war, wurden von einem Kellner bedient, der „Fritz" gerufen und angeredet sein wollte, und jedermann fand es in der Ordnung, daß auch ich mit ihm per „Fritz" verkehrte, und daß er servietteschwenkend herbeisprang, so oft ich ihn beorderte – ich, der ich ein Knäblein war. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich besagten Fritz eines Tages in der Wohnung meiner Eltern erblickte? (Antwort: Niemand. Ergänze: beschreibt mein Erstaunen.) Fritz trug einen letztmodernsten Havelock sowie hellbraune Stiefel und erinnerte nur durch Sprechweise und Mimik an den Fritz des Kaffeehauses. „Guten Tag, Fritz!" schmetterte ich in freudiger Überraschung und bot ihm meine Rechte. Da hieb mir der Vater eine Dachtel herunter und herrschte mich an: „Du hast ‚Herr Vierling' zu sagen!" Das warf mich vollends aus dem Geleise, und unsägliche Angst erfaßte mich vor dem Rätselwesen Fritz, das ein Herr Vierling sein konnte, wenn es wollte, und außerhalb des Kaffeehauses, wo es hingehörte, in hellbraunen Stiefeln und ohne Tändelschürze daherlief. Durch keinerlei Schmeichelreden bin ich jemals wieder in das Kaffeehaus zu lotsen gewesen, darinnen Fritz alias Herr Vierling amtierte.

Eben diesen Kellner Fritz traf ich vor einigen Monaten wieder. Ahnungslos wendete ich die Schritte in das Kaffee Apollo, ließ mich an einem

Digitized by Google

Tische nieder und harrte des Bedienerichs. Wer trat an mich heran und erkundigte sich nach meinem Begehr? Fritz! Er war es. Ach, er hatte einen Wandlungsprozeß durgemacht, den ich in letzter Zeit an vielen Menschen wahrnehmen mußte und zwar folgendermaßen: er, der einst im Saft stand, war während des Krieges abgemagert und hatte sich mit Runzeln und Falten garniert, die von einschneidender Bedeutung geworden waren und erbberechtigte Ansprüche erhoben. Gegen die Wende 1919/1920 setzte er von neuem Fett an und gedieh dermaßen üppig, daß er den vorkriegsmäßigen Standpunkt überflügelte und das ehemalige Gewicht um ein erkleckliches schlug. Aber die Spuren der unfreiwilligen Hungerkur sind geblieben und lassen den verdickten Mann älter erscheinen, als er in Wahrheit ist. Trotzdem erkannte ich ihn auf Anhieb wieder und begrüßte ihn, gewitzt wie ich war, mit einem: „Guten Tag, Herr Vierling!" Ohne sich die leiseste Überraschtheit anmerken zu lassen, schnarrte Fritz sein „Bittesehr, bittegleich!" und entkarriolte. Als er den Kaffee angebracht brachte, fragte ich ihn, ob er so nett sein würde, mir eine Auskunft privater Art zu erteilen. Er nickte gütig, und ich bat ihn, mir anzuvertrauen, wie er mit Vornamen heiße.

Fast reute mich meine Zudringlichkeit, als ich bemerkte, welch zwiespältiges Gefühl in seinem Intérieur aufwallte. Ehbevor ich jedoch auf Antwort Verzicht leisten konnte, sprach Fritz mit dumpfer Wehmut: „Ich heiße Benvenuto".

Digitized by Google

Das war, traun, abermals eine tüchtige Überraschung für mich. Ich mied von jenem Tag an das Kaffee Apollo mit kindischem Abscheu und gewöhnte mich in das Kaffee Centrifugal, wo ein stiller Ober ohne Namen zu meiner Verfügung stand. Leider erfuhr ich binnen kurzem, daß der Namenlose unter der wahrscheinlich neutralen Flagge eines „Franz" segelte, die ich mir zu eigen und von der ich Gebrauch machte, ohne den Franz nach seinem wirklichen Namen auszuforschen. Den mysteriösen Fritz jedoch tilgte ich ganz und gar aus meinem diesbezüglichen Gedächtnis.

Gestern geschah das Grauenhafte, in der Überschrift übertriebenerweise „Mysreium" Geheißene.

Ich saß, wie schon häufig, um die Mittagsstunde im Kaffee Centrifugal und las in der Geflügelbörse wandernder Imker Ortsgruppe Friedrichrodaroda. Da öffnet sich die Tür, und herein tritt Benvenuto Vierling. Tritt herein und läßt sich am Nebentisch nieder. Läßt sich am Nebentisch nieder und ruft: „Ober!"

Der Kellner Franz vernimmt den Ruf und eilt gemächlichen Fußes an den Tisch des Kellners Fritz. Und der Kellner Fritz spricht zum Kellner Franz: „Ober, bringen Sie mir eine Fleischbrühe!"

Mir stand das Mühlrad der Gedanken still, und offenen Mundwerks starrte ich die beiden Kellner an: den bedienenden (der nicht wußte, daß er einen Kellner bediente) und den sichbedienenlassenden (der so tat, als sei er das Gegenteil eines gewohnheitsmäßig Bedienenden). Es versteht sich von selbst,

Digitized by Google

daß ich den Kellner Fritz, der in seiner nebenamtlichen Eigenschaft als Zivilist Benvenuto Vierling im Kaffee saß, nicht aus den Augen ließ. Die Geflügelbörse, ein ansonsten überaus lehrreiches Blatt, hatte bis auf weiteres jegliche Anziehungskraft eingebüßt.

Kein Mensch hätte Herrn Vierling den Fritz aus dem Apollo angemerkt. Er schlürfte seine Bouillon, blätterte wie unsereiner in den Zeitungen und rief in einem geschickt abgepaßten Augenblick: „Ober, zahlen!“ Und allen Ernstes leistete der Kellner Franz dem Begehren des Kellners Fritz Folge und ließ sich zu allem Überfluß ein honoriges Trinkgeld unter der Hand in die Hand drücken. Dann half Franz dem Fritz, als sei das in den Sternen vorgezeichnet gewesen, in den Paletot und wünschte höflich: „Auf Wiedersehn!“

Nie werde ich dieses Vorkommnis begreifen, und es ist für mich eine ausgemachte Sache, daß ich in Hinkunft das Kaffee Centrifugal, wo solche Hanebüchenheiten möglich sind, mit keinem Fuße wieder betreten werde.

Die Auto

Als sie auf mich zugefahren kam, sagte ich laut und wehrlos:

„Bitte, nicht!“

Aber ich brachte nur das Bitte heraus.

Das Nicht blieb in meinem aufs äußerste entsetzten Halse stecken.

Digitized by Google

Was weiß eine Auto von Menschengedanken und Menschensprache!

Es war nämlich eine weibliche Automobile.

Sie sah ganz veilchenblau und graziös aus.

Ich könnte sie ausführlich schildern, bitte jedoch, mir dieses auf dem Gnadenwege zu erlassen.

Kurz und gut: ich wurde überfahren.

Vordem hatte ich mich immer als ein zusammengehöriges Ganzes empfunden.

Damit war es nunmehr aus.

Ich bestand aus zwei Teilen, genau genommen aus drei Teilen.

Die Beine waren nämlich ab.

Haben Sie sich man nicht!

Ich weiß so gut wie Sie, daß solches eine unappetitliche Sache ist.

Natürlich.

In meinem Un-Fall verhielt es sich allerdings anders.

Ich darf wohl sogar von einem ästhetisch durchaus befriedigenden Verlauf reden.

Und ich genierte mich auch nicht, von den abgetrennten Füßen, die herrenlos und isoliert da lagen, Gebrauch zu machen. In der Hast steckte ich sie aber verkehrt herum an, mit den Absätzen nach vorn.

Dummerweise.

Nun soll ich so auf Freiersfüßen gehen?

Nein, das wird mir niemand zumuten.

Einen Tag lang war ich sehr unglücklich.

Nachts stahl ich mich in die Garage der herzlosen

Digitized by Google

Automobile und machte ihr einen regelrechten Antrag, wie ich das aus Romanen gelernt hatte.

Die zierliche Automobile war gar nicht herzlos.

Sie erhörte mich, und wir wurden ein Paar.

Nach neun Monaten genas sie einer entzückenden veilchenblauen Zyklonette mit verkehrt herumen Pedalen.

Was da noch herauskommt, möchte ich nicht wissen.

Einstweilen bin ich freilich stolz auf meine knatternde Tochter und fahre gern auf ihr spazieren.

Da bleiben die Leute stehen.

Es ist aber auch ein eigentümlicher Anblick.

Ballade

*

Am Altar kniet Proserpe.
Leise kräuseln Ringelwölkchen.
Ringelwölkchen leise kräuseln.
Ringelwölkchen kräuseln leise.
Einen Reim findich dochnich.
„Hehre Göttin!" spricht Proserpe,
Spricht Proserpe in der Mitte,
„Laß Menander, laß Menander,
Der das Augenlicht verloren,
Wieder sehend werden, bitte!"
Keine Rose ohne Doren.
Krachend zuckt der Blitz. Es dundert.
Asche wird Proserpe. Schade.
Rings das Volk, es steht verwundert.
Hiemit endigt die Ballade.

Digitized by Google

Eben deshalb

In einer Irrenanstalt sind manchmal ganz normale Menschen. Zum Beispiel mein kondenierter Milchbruder Paule.

Paule leidet am Thermometer und muß ununterbrochen Messungen anstellen.

Wer das kennt, findet sich ganz gut mit Paulen ab.

Regierungsrat Sandwitsch fand sich nicht mit Paulen ab, und Paule wanderte ins Sanatorium.

In einem Sanatorium sind manchmal ganz normale Menschen.

Zum Beispiel der moderne Kunstmaler Schipf.

Diesem fiel Paules Fimmel angenehm auf. Darum buhlte er um Paules Vertrauen.

Eines Tages hielt sich Paule im Park des Sanatoriums auf und stellte Messungen an. Dies geschah in der Weise, daß Paule, der ständig an die zwanzig Thermometer bei sich trug, von Baum zu Baum schritt und die jeweils ermittelten Temperaturen in ein Büchlein einschrieb.

Schipf trat hinzu und beobachtete den eifrig notierenden Paule, ohne daß sich Paule hätte stören zu lassen unterwunden hätte lassen.

Nach einer reichlich bemessenen Viertelstunde fragte Schipf höflich, zu welchem Behufe die Messungen erfolgten.

Paule erwiderte: „Damit ich sie in mein Buch eintragen kann."

Schipf: „Und wozu tragen Sie das alles in Ihr Buch ein?"

Digitized by Google

Paule (geheimnisvoll): „Damit ichs dann in mein großes Buch eintragen kann."

Schipf: „Und wozu tragen Sie das alles in Ihr großes Buch ein?"

Paule (leicht gekränkt und dabei überlegen): „Das ist ja meine fixe Idee!" — — — — — — — —

In einer Irrenanstalt verkehren manchmal ganz normale Menschen. Menschen, die ihren Klaps mit Bewußtsein tragen.

*

Wer Sorgen hat, hat auch Likör.
Wer Likör hat, hat Sorgen.
Wer keinen Likör hat, braucht keine Sorgen.
Da muß Mampe aber ein Trumm Sorgen haben!
Wer keine Sorgen hat, leidet an Likörmangel.
Ich habe keine Sorgen. Man reiche mir dutzendweise Likör!
Wer sich keine Sorgen macht, ist nicht unbedingt das Gegenteil von einem Likörfabrikanten.
Daß ich keinen Likör habe, macht mir Sorgen.
Wer aber Likör hat, der gehe hin und tue desselbigengleichen.
Man hat so seine Sorgen respektive Liköre.

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hätt' sicher aus Sorgen Liköre gemacht.

Wer keinen Likör hat, braucht nur Sorge zu tragen,
daß er Sorge hat, und im Hui naht der Likör.
Je likörer, desto Sorgen.

Digitized by Google

Flip

Als Flip auf die Welt kam, hatte er einen Pflock bei sich und ein Auge und eine Ziffer.

Diese drei Dinge benutzte er abwechselnd.

Den Pflock, um ihn zurückzustecken.

Das Auge, um es zuzudrücken.

Die Ziffer – es war eine 5 –, um sie gerade sein zu lassen.

Flip wuchs heran, ward mannbar, trat hinein ins feindliche Leben.

Und immer steckte er einen Pflock zurück, oder er drückte ein Auge zu, oder er ließ 5 gerade sein.

Manchmal verwechselte er die Geschichte.

Ließ den Pflock gerade sein, drückte die 5 zu und steckte sein Auge zurück.

Aber das kam selten vor.

Meist machte er es richtig.

Flip wurde älter und älter.

Der Pflock nutzte sich bis zur Schadhaftigkeit ab, das Auge bekam den organischen Schwund und die 5 krümmte sich mehr und mehr.

Und eines Abends, als Flip wieder einmal 5 gerade sein lassen wollte, war aus der Ziffer eine Trichine geworden.

Flip bemerkte dies mit Besorgnis; suchte ein Auge darob zuzudrücken; aber das Auge war von dem vielen Zudrücken ausgequetscht wie eine Zypresse.

Anstatt sich nun ordnungsgemäß zu erbosen, steckte Pflip einen Flock zurück – das heißt: er gedachte, einen Flock zurückzustecken, vermochte jedoch

Digitized by Google

angesichts der Tatsache, daß er seines Auges verlustig gegangen war, den Flock mitnichten ausfindig zu machen, und er hätte selben ausfindig zu machen nie und nimmermehr vermocht, sintemalen der Flock gänzlich zu Urschleim geworden war.

Da gestand sich Flip ein, daß sein Leben den Kulminationspunkt der Verpfuschtheit erreicht hatte.

Und auch alle grünen Zweige rings, auf die er eventuell hätte kommen können, waren dicht besetzt mit Persönlichkeiten, die weder einen Pflock zurückzustecken, noch ein Auge zuzudrücken, noch 5 gerade sein zu lassen pflegten.

Flip weinte sich in ein Likörglas, ward Mampe, steckte einen Strohhalm hinein und sog sich selm in der mörderischen Absicht auf, die letzte Spur seines Erdenwallens zu tilgen.

Es gelang ihm sozusagen voll und ganz.

Womit ich unter vielen Grüßen schließe.

Und Flip auch.

Das Leben

Das Leben ist nicht leicht, und deshalb soll man sich bemühen, einander keine unnötigen Schwierigkeiten in den Weg zu wälzen.

Wenn ich jetzt eine kleine, aber verspätete Geschichte erzähle, die davon handelt, wie ein Mensch sowohl sich selbst als auch einem Mitmenschen das bissel Leben zehn unwiederbringliche Minuten lang (die Nachwirkungen abgerechnet) versalzt, so bezwecke

Digitized by Google

ich damit nichts, gar nichts. Ich will weder „geißeln", noch „die Sonde anlegen", noch „eine Eiterbeule aufstechen", noch einem „Augiasstall" a. D. einen Eselstritt versetzen. Sondern: einen Ausschnitt aus dem Leben zeigen. Nichts weiter. Bittschön.

Also.

Im Bahnhof zu Maubeuge konnte man noch während des Oktobers 1918 recht preiswert und reichlich zu Mittag essen. Es gab da einen Speiseraum für Offiziere und einen für Mannschaften. Der erste pflegte vor lauter Leere zu gähnen, der zweite dagegen war gewohnheitsmäßig überfüllt.

Eines Tages saß ich ganz allein bei der Mahlzeit.

Der Oberkellner, der mich bereits kannte, brachte unaufgefordert herbei, was die Küche spendete, und machte es besonders gnädig, weil er ein Landsmann von mir war. (Er rührte aus Chemnitz her.)

Als ich fertig war mit dem Essen, nahm ich eine Tageszeitung zur Hand und vertiefte mich in die damals schon einigermaßen mulmige Lage.

Da springt die Tür auf, und ein Husarenleutnant tritt ein, verbeugt sich leicht vor mir (ohne mich freilich eines Blickleins zu würdigen) und nimmt mir gegenüber Platz.

Es ist ein bildhübscher Junge. Mit Monokel. Aber das schadet nichts. Ich trinke mein Bier und tue, als läse ich die Zeitung. In Wahrheit beobachte ich den adretten Jüngling.

Er liebkost seine Fingernägel, streicht mit zarter Handfläche über den geleckten Scheitel, betrachtet

Digitized by Google

ſeine überaus appetitlichen Reitſtiefel und findet ſichtbarlich Gefallen an ſich ſelm.

Sodann erhebt er ſich und ſchellt dem Ober.

Der Ober kommt nicht.

Der junge, bildhübſche Offizier klirrt im Zimmer umher und bleibt vor einem kleinen Tiſche ſtehen, auf welchem Seife liegt.

(Es ſcheint mir hier der gegebene Punkt zu ſein, wo ich daran zu erinnern habe, daß die kleine Geſchichte in Maubeuge ſpielt.)

Bleibt alſo vor der Seife ſtehen, die der Ober hinten herum einkauft.

(Sie wurde von den Belgiern aus amerikaniſchem Schmalz gewonnen und wanderte nach Deutſchland.)

Der Ober kommt.

Der Huſarenleutnant: „Aeh — hm — ce savon est-il à vendre?"

Der Ober: „Jjah, die iſß fergäuflich!"

Der Leutnant: „Combien coûte un morceau?"

Der Ober: „Sechs Mark!"

Der Leutnant: „Mais ... c'est cher!"

Der Ober: „Ich hab' ooch billjere."

Der Leutnant: „Montrez-moi!"

Der Ober (leicht tranſpirierend): „Hier, die Sorte goſſd bloß dreie fuffzj!"

Der Leutnant: „Est-il bon?"

Bis hierher gab ein Wort das andere, und der arme Ober aus Sachſen hatte keine Zeit zum Abſchweifen. Jetzt aber jagte er mir einen mitleidſchürenden Blick zu, damit ich ihm hülfe. Ich tat es, indem ich mit reſignierender Geſte hinwarf: „Laissez!"

Digitized by Google

Und so antwortete denn der gute Ober auf Französisch, die Seife sei tadellos. Und der Handel ward auf Französisch abgeschlossen.

Nota bene: Daß mein Landsmann sächsisches Französisch sprach, fiel dem Husaren nicht auf, da er selbst berlinisches Französisch sprach.

*

Das Leben ist, wie gesagt, nicht leicht.

Manchmal kommt es mir vor wie eine Mischung aus Walter Bloem und Rudolf Presber.

Es taugt nicht viel.

Ewa

*

Nicht weit von meiner Wohnung ist ein Klempnerladen.

Der Klempner ist ein großer, dicker Mann, und seine Frau ist ebenfalls hinten so rund wie vorn.

Die beiden Kugeln haben eine Tochter von neun Jahren namens Eva.

Diesem Mädchen sieht man seine Eltern nicht an, so dürr und hager ist es.

Ich kenne das kleine Fräulein seit langem und beobachte es gern, weil es so überaus artig und bescheiden ist. Das Einzige, was mir an ihm mißfällt, ist der Umstand, daß es „Ewa" (mit w) gerufen wird, aber da kann es ja schließlich nichts dafür.

Als neulich der Klempner bei uns zu tun hatte, fragte ich ihn nach seiner Tochter aus, und er erzählte, daß er das Kind vor achteinhalb Jahren

Digitized by Google

adoptiert habe. Damals sei er in einem Waisen-
haus beschäftigt gewesen und habe beim Repa-
rieren der Gasleitung gehört, daß drei Säugling
freibleibend zu vergeben seien. Daraufhin hab
er seine Frau geholt, um gemeinschaftlich mit ih
eines der drei Kindelein auszuwählen. Zwei seien
mollig und feist gewesen, das dritte jedoch sei
spiebrig und jämmerlich gewesen und sei am
ganzen Körper wund gewesen und habe den
Hinterkopf voller Schorf gehabt. Ohne lange zu
fackeln, hätten sie nicht eine der kleinen Speck-
wammen, sondern das armselige Würmchen mit-
geschleppt.

In der Voraussetzung, daß ich der merkwürdigen und immerhin bezeichnenden Tatsache mein Verständnis nicht versagen werde, fügte er lächelnd hinzu: Ewa sei kurz nach ihrer Geburt eines Morgens vor einem Bäckerladen aufgefunden und der Polizei übergeben worden, und zwar in Dresden an der Elbe, der ehemaligen Residenz des Königs Friedrich August. Sintemalen aber aus gewissen Kennzeichen erhellte, daß die Mutter des unehelichen Wesens eine gebürtige Leipzigerin sei, habe man Klein-Ewa im Alter von drei Monaten auf Staatskosten nach der Pleißestadt abgeschoben.

So oft ich nun des Klempners Tochter erblicke, muß ich mit sanfter Rührung an ihren ersten Zusammenprall mit dem königlich sächsischen Ernst des Lebens denken.

Ewa ahnte nicht, daß sie in mir einen Freund hat, der im Bedarfsfalle zu ansehnlichen Opfern

Digitized by Google

bereit wäre, bisher indessen nicht vermochte, ihr eine der an sich zwar nebensächlichen, doch in aller Nebensächlichkeit wertvollen Freuden zu vergüten. Jetzt endlich hat sich die Gelegenheit geboten, ihr eine Gefälligkeit zu erweisen und dadurch persönliche Freundschaft mit Ewa zu schließen, und das trug sich folgendermaßen zu:

Ich saß in der elektrischen Straßenbahn (Eckplatz), um nach Hause zu fahren. Wie es so meine Gepflogenheit ist, dachte ich ein wenig über dies und jenes nach und streifte dabei immer mal wieder mein Lieblingsthema, nämlich die Frage, was denn eigentlich „komisch" sei. Und hier muß ich wohl oder übel ein paar Worte pro domo sprechen. Gewiß, ich bin ein ewiger Lächler, der nichts ernst nimmt (sich eingerechnet) und alles komisch findet und es aufnotiert und sich aber keineswegs darüber wundert, wenn es die anderen nicht komisch finden ... Was ist komisch? – Alles ist komisch. Je nach dem. Beispielsweise ist es komisch, wie deutlich ich mir jetzt im Augenblicke bewußt bin, daß zur selben Zeit (sagen wir:) in Pankow ein Straßenkehrer das Genick bricht oder in Bombay die Frau eines englischen Polizeihauptmanns mit strammen Drillingen niederkommt oder der rheumatische Leuchtturmwärter am Kap Horn das Licht einschaltet, und daß zur selben Zeit nicht allein die Erde um die Sonne, sondern auch die Sonne um ein Zentralgestirn rotiert, und daß pro Tag hundertundsechzigtausend Menschen sterben, und daß schwarzweißgelbgefleckte Katzen stets weiblichen Geschlechtes sind,

Digitized by Google

und daß sich unsere Hausmannsfrau um keinen Preis eintrichtern läßt, das Wort „Hygiene" nicht wie „Hygihne" auszusprechen.

Ähnliches zog mir durch den Kopf, als ich in der elektrischen Straßenbahn saß (Eckplatz), um nach Hause zu fahren.

Am Alten Theater stieg Ewa auf und setzte sich mir gegenüber. Mit leichter Befangenheit zupfte sie das Röckchen zurecht und klemmte ihren Schirm zwischen die Knie. Die blonden, glatt hintergekämmten Haare umrahmten ihr braves Gesichtl, und friedsam kakelte der Nasenstumpel in die Luft. Sie trug ein graues Futterstoffkleid, das rot paspeliert war, und derbe Stiefel aus Dachpappe mit kunstvoll angelöteten, asphaltierten Blechsohlen.

Auf diesen armseligen Schuhen verweilten meine Blicke, und die Frage „Was ist komisch?" schrumpfte beschämt in sich zusammen. Ich hatte sie schon mehrfach gesehen, diese Schuhe. Es waren Schundschuhe, die jenseits aller Komik standen.

Meine Blicke glitten weiter und glitten über den Schirm, den Ewa zwischen den Knien hielt.

Nie hatte ich dergleichen gesehen.

Fürwahr, dieser Schirm war erschütternd:

Es war ein schwarzer, baumwollener Männerschirm, handlich und solide, sauber und gutkonserviert. Aber er mußte mannigfache Wandlungen durchgemacht haben, ehe er in Ewas Patschhände geriet, die ihn liebevoll und sichtlich als ein kostbares Eigentum umklammerten. Unten an dem Schirme lugte der letzte Rest einer ehemals wohl

Digitized by Google

ſtattlichen Kuppe, ein kümmerliches Überbleibſel, das in der Geſamtlänge etwa einen Zentimeter maß, und das Holz war ausgefranzt. Und obendran ſtak als Griff ein winziger korallenroter Haken.

Es war eine ausgewachſene, volljährige, durchaus mannbare Musſpritze mit dem Griff eines Kinder-Sonnenſchirmchens.

Dieſes erſchütternde Gerät ließ mich nicht locker. Genießeriſch betaſteten es meine Pupillen und ſogen es wonnetrunken auf. Nie noch war ihnen vergönnt, einen derart burlesken Gegenſtand zu ſchauen. Ihn mit Bewußtſein in Händen halten zu dürfen, müßte die Wonne aller Wonnen ſein.

Kurz, ehe wir ausſtiegen, kam ein Mann, welcher ſich von Goti das Amt, ſämtliche Fahrſcheine zu kontrollieren, hatte verleihen laſſen. Ewa, um ihre Patſchhände frei zu bekommen, ſtellte den Schirmzwitter in die Ecke und reichte den Umſteigeſchein hin. Achherrje!: der Schaffner hatte den Schein Ewas falſch behandelt, und es entſpann ſich darob eine ausführliche Debatte, deren Ergebnis Ewa, wenngleich ohne jegliche Schuld, mit Hangen und Bangen entgegenſah.

Unverſehens waren wir an unſerer Halteſtelle angelangt und mußten ausſteigen.

Ewa trippelte davon, als würde ſie von Beelzebub verfolgt, und ließ natürlich ihren Schirm ſtehen.

Ich zögerte, ihn anzufaſſen.

Sollte wirklich mein tollkühner Traum in Erfüllung gehen? Hatte mich die allgütige Vorſehung

Digitized by Google

für würdig befunden, das unwahrscheinliche Gebilde in Händen zu halten?

Versonnen nahm ich den Schirm an mich und stürzte der verängstigten kleinen Dame hinterher und überreichte ihr das urkomische Ding, nicht ohne es zuvor wollüstig befingert zu haben.

Ewa war überglücklich. Kaum brachte sie einen Dank über die stammelnde Zunge.

Jetzt kennt sie mich, jetzt grüßt sie mich, und wir tauschen ab und zu unsere Gedanken aus und besprechen allerhand. Wir sind gute Freunde geworden.

Und die Freundschaft mit einem Kinde, das ist allerdings etwas, was ich nicht komisch, sondern ganz und gar ernst nehme.

Märchen

Es war einmal ein Bahnhofsvorstand ... wissen Sie: so ein Mann mit prachtvoll roter Mütze ..., der mußte jedesmal, wenn er einen Zug abfahren ließ, bitterlich lautauf weinen vor teils Trauer, teils Wehmut, teils Schmerz.

Ein bißl a Sehnsucht in die Ferne war auch mit hineingemanscht.

Man enthub ihn seines Postens und versetzte ihn zur Güterverwaltung einer martialischen Großstadt.

Nun weint er erst recht in der Erinnerung an die vielenvielenvielen ohne ihn und ohne seine Gegenwart abdampfenden Züge.

Oh,

ist das traurig.

Digitized by Google

Varieté-Einheits-Bericht

*

Die Tageszeitungen liefern allmonatlich Besprechereien der einzelnen ortsansässigen Varietés. Diese Besprechereien zeichnen sich dadurch aus, daß sie, einander gleichend wie die Rücken von Heinrich Manns gesammelten Werken, nicht den mindesten Wert haben, da sie sämtliche Leistungen über ein und dieselbe Hutschnur loben, lediglich als Äquivalent der laufenden Inseraten-Aufträge angesehen werden und den Lokalredaktionen Vorwand bilden zu mehrstündigem Amüsemang, das allerdings dadurch getrübt wird, daß immer und ewig die nämlichen Phrasen zu neuem Brei verrührt sein wollen. Um dieser Kalamität abzuhelfen, habe ich einen allgemein gültigen Einheits-Bericht verfaßt, der bei geschickt okulierten Namens-Änderungen dauernd zu verwenden ist.

*

Das diesmonatliche Programm des Flora-Theaters räumt der Göttin des Tanzes ein weites Feld ein. Als erste eröffnet Terpentine Finelli den Reigen, sie erweist sich in hohem Maße als Meisterin Terpsichores, die Aufmachung derselben legt beredtes Zeugnis ab für die Harmonie ihres geschickt gewählten Farbensinnes. Die Tanzkunst vertreten außerdem mit besonderem Geschick Bino und Attata, ein hervorragend gutes Tanzpaar, wie wir es seit langem nicht sahen, besondere Erwähnung verdient der Indianer-Step, dem sie zu Tosellis gern gehörter Kubelik-Serenade überraschende Seiten abzugewinnen wissen. Auch die three Feuerzackls mit ihrer plastischen Neuheit bilden ein fein abgetöntes Ganzes, sie arbeiten mit einer Akkuratesse, die man nur selten findet, während Les Koschützkys Gewandtheit und Kraft mit großer Sicherheit vereinen, die über die Schwierigkeit des Gebotenen hinwegtäuscht. Das ist gleichfalls der Fall bei der Rerakoff-Truppe, drei

Digitized by Google

Herren und zwei Damen, die es an verblüffendem Wagemut nicht fehlen lassen, jeden Rekord schlägt ihre kontorsionistische Neuheit durch ihr großes technisches Können. Ebenso gilt dasselbe von Heinrich Bullauge, dem Mann mit dem eisernen Gesäß. Letzteres ist als ein Clou auf diesem Genre anzusprechen und fordert direkt zum Staunen heraus. Der Name Bullauge genügt, um jedem Varietéfreund eine angeregte Stunde prophezeien zu können, hat doch derselbe nach Absolvierung einer Auslands-Tournée einen Namen als Welt-Champion sich zu erobern verstanden. Wie ein geölter Blitz betritt der Humorist Knobelmann die Bühne, um sofort die Lachmuskeln der Zuschauer auf seiner Seite zu haben. Mit seiner mit kernigem Humor gefüllten Schatzkammer leuchtet er so recht hinein in die Auswüchse der Gegenwart, indem er seine kritische Sonde an die Nachwehen der Revolution legt, namentlich mit seiner Lorelei-Kopie erntet er frenetischen Beifall. Hilda Bliemichen vervollkommnet den Reigen, sie mutet wie ein ruhender Pol an in der Erscheinungen Flucht. Mit glockenreiner Stimme singt sie das Largo aus „Charleys Tante" und das immer gern gehörte „Im tiefen Keller sitz' ich hier" aus der „Zauberflöte". Nicht enden wollender Beifall ruft sie immer wieder vor die Rampe. Die berühmte Tragödin Ada Piccolomina — last not least — hat zu ihrem Gastspiel den Sketsch „Ein Viertelstündchen in der Folterkammer" gewählt, man muß das gesehen haben, um einen Begriff zu bekommen, wie sie versteht, den hochgespanntesten Erwartungen Tür

Digitized by Google

und Tor offen zu lassen, indem sie alle Register menschlicher Gefühle und Leidenschaften zur Darstellung bringt. Die Vorführung der Meßter-Woche (Die Entstehung der Haarlemer Tulpenzwiebeln) beschließt den unterhaltsamen Abend, alles in allem eine Auslese der erstklassischsten Artisten. Ansprechende musikalische Darbietungen der Hauskapelle unter der bewährten Leitung des Kapellmeisters Donnerhall sorgen dafür, daß auch die Ohren nicht zu kurz kommen.

Undankbares Geschäft

Zum Kaiser Wilhelm kam einmal ein Mann und sagte, er möchte gern zweihundert Mark geborgt haben;... ob er die nicht kriegen könne.

Er sei schon überall herumgeflitzt, aber es sei heutzutage verdammt schwer, Geld aufzutreiben.

Das war im Jahre 1913.

Der Kaiser lachte und ließ dem Mann zweihundert Mark auszahlen.

Bedingung: 6% Zinsen und Rückerstatten des Betrages nach Jahresfrist.

Der Mann erklärte sich einverstanden, strich die Summe ein und sagte, er sei ein Ehrenmann und wisse, was sich geziemt, und er werde die zweihundert Mark pünktlich zurückbezahlen.

Hierauf vollführte er einen Kratzfuß und fernte sich ent.

...Drei Jahre später traf der Kaiser den Mann bei Aschinger, erkannte ihn sofortest, fragte höflich,

Digitized by Google

wie es ihm gehe, und wie es mit den bewußten zweihundert Mark sei.

„Ach," sagte der Mann, „wissen Sie, die Geschäfte gehen miserabel. Ich bin zwar von meiner Firma reklamiert und schiebe nebenbei ..."

„Was tun Sie?" unterbrach der Kaiser.

„Schieben tun tu ich. Tun Se man nich so scheinheilig, Sie!"

Er täte gar nicht, versetzte S. M., sondern er wolle sein Geld wieder haben; er benötige es dringend.

„Lassen Sie mir noch fünf Monate Zeit; ja? Dann kriegen Sie Ihre lumpigen paar Groschen auf Heller und Pfennig zurück!"

Der Kaiser gab sich zufrieden.

... Etwa ein halbes Jahr später lief der Mann dem Kaiser auf der Galerie des Herrnfeldtheaters in die Arme; erst wollte er auskneifen, dann aber dachte er: „Ach watt!"

S. M. gestatteten sich die Frage, wie es mit dem Geld stünde.

„Ja," erwiderte der Mann, „das ist so eine Sache." Und er malte aus, wie kläglich es ihm ergangen sei, und daß er wahrlich nichts zu lachen gehabt hätte, und daß er sozusagen mit einem Fuß am Hungertuche genagt habe ... Und zuguterletzt versuchte er, den Kaiser nochmals um zweihundert Mark anzupumpen.

Da wurden S. M. saugrob und herrschten den Mann an, er solle machen, daß er sich davon schere.

Und, seht ihr, so ist es: Seit jenem Tage gibt es einen Sozi mehr auf der Welt.

Moral: Kaiser-Sein ist ein undankbares Geschäft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 068182821

Digitized by Google